

Steinzeitliche Provinz um Göttingen.

Von

Dr. Bruno Crome, Göttingen.

„Die Vertlichkeit ist das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit.“
Moltke.

I. Die früheste Anregung durch einen Fund in der Landschaft empfing der Verfasser als Knabe auf seinem großväterlichen Hofe in der Einbecker Börde: in einer Ziegeltongrube wurde ein schwerer durchlochter Hammer von Grünstein gefunden, etwa 2,50 Meter tief unten auf dem Riesgrunde (das Fundstück ist noch heute im Besitz des Verfassers). Die Fundstelle „im Streitbruch“ bewahrt in ihrem Namen die Erinnerung an die ehemalige Bruchlandschaft; ein starker Eichstamm, hart wie Eisen, so daß weder Säge noch Beil ihn angriff, und zahlreiche Erlenstümpfe, ebenfalls vom Spaten hier freigelegt, wurden als weitere Zeugen der Urzeit voll Ehrfurcht angestaunt und bewiesen als Ueberreste eines ehemaligen Bruchwaldes das Zeugnis des Flurnamens. Von dem erwähnten Ruhlmannshof (oder der „Ziegelei“) unternahm der Verfasser als Schüler in der Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auch seine ersten vorgeschichtlichen Excursionen.

II. Am merkwürdigsten war unter diesen Stellen eine bedeutende, dünenartige Erhebung von diluvialen Lössanden inmitten der Börde, nicht weit vom Reinsfer Turm; nach der Meinung des Volkes lag auf dieser Höhe das alte Dorf Bensfen, das im dreißigjährigen Kriege zerstört wurde, und in der That: der Name wird als Bausithi von einer Corveher

Urkunde überliefert. In Wahrheit entspricht die „Benfer Höhe“, im Süden begrenzt von dem Benfer Bach, völlig den Ansprüchen des ökonomischen Landschaftsgefühls steinzeitlicher Siedler, wie wir es im folgenden weiter kennen lernen werden, und die volkstümlichen Flurnamen „Benfer Kirchhof“ und „Schwarze Erde“ lassen keinen Zweifel darüber, was der Vorgesichtsforscher hier zu erwarten hat; zahlreiche Feuersteinsplitter lagen umher und wurden bei der Feldstreife aufgefunden, Mahlsteine von konvexer und konkaver Form außerdem der väterlichen Jagdtasche anvertraut. Die Freude am Suchen ist damals in dem Knaben geweckt worden, und jene herbstlichen Jagdgänge mit dem Vater über frischgepflügte Schollen führten ganz unmerklich in das erste praktische Studium vorgeschichtlicher Denkmäler.

III. Das Problem einer vorgeschichtlichen Landeskunde in Südhannover wurde dem Studenten greifbarer in der von Moriz Heyne gegründeten städtischen Altertumsammlung zu Göttingen. Im Magazin der Sammlung fanden sich die ersten steinzeitlichen Gefäßreste mit „Rössener“ Verzierungen, welche der verstorbene Pastor von Helmolt zu Grono ins Museum geliefert hatte. Dieser Groner Pastor war auch der erste, welcher auf Wegen und Rainen seiner Feldmark durch kurzen Einschlag „schwarze Stellen“ untersuchte; diese Methode übernahm dann der Kandidat Georg Pfanneberg, welcher um die Jahrhundertwende einheimische und fremde Sammlungen mit steinzeitlichem Material aus der Göttinger Gegend versah.

Der Verfasser unternahm damals (zum Teil zusammen mit dem jetzigen Professor Hermann Duanz = Gronau, einem geborenen Göttinger) Streifen in das „untere“ steinzeitliche Dorf bei der Springmühle, nach dem Kleinen Hagen (Steinbeil handkeramischer Form, Feuersteinschaber) und dem Lößgebiet bei der Kraftschen Ziegelei am Fuße des Göttinger Hainberges (Feuersteinsplitter, Mahlsteine, keramische Reste der groben unverzierten Ware).

IV. Zahlreiche Streufunde fanden unter Moriz Heyne und seinem Nachfolger, dem Verfasser, ihren Weg in die Göttinger Sammlung, die nun als Hinweise der künftigen eindringenden Untersuchung von Wert sind: So

zwei schuhleistenförmige Steinkeile der „Bandkeramik“ von solcher Länge, daß sie als bloße Haken völlig unbrauchbar, nur als Pflugscharen Verwendung gefunden haben können (zeichnerische Schäftungsversuche in der Göttinger Sammlung): aus der Feldflur von Großschneen (Snewidi) und Harste (Harstithi).

Große Hacke der Bandkeramik (mit konkav geführter Schneide und einseitig gewölbt, deutlich bestimmt für quere Schäftung) von Imbshausen bei Echte (Whithi, Ghithi) und ein ähnliches Stück aus dem alten Leinebett bei Göttingen. Zahlreiche kleinere Stücke der gleichen Art von Groner-Springmühle (Gronidi), Rosdorf, der Anhöhe zwischen Groner Landstraße und Irrenanstalt, vom Steinsgraben, Weende (Winithi) usw.

Feuersteinschaber der „Bandkeramik“ von Springmühle, Rasequelle, Spring bei Weende und den beiden Schneen.

Feuersteinpfeilspitzen von dem Blankenberg und der Weper bei Moringen, von der Kleper bei Göttingen und Diemarden (Diemaridi).

Unter den zahlreichen Beilen finden sich auch zwei Kostbarkeiten, das eine spignackig mit ungleichmäßig vorspringender Schneide, von Nephrit, gefunden auf der nordwärts von der Springmühle verlaufenden Lößhöhe (beim Kirchhof von Elliehausen); ein spignackiges Beil mit sehr dünnem Blatt und breiter Schneide aus Serpentin von den Ufern der Rase (beide, Prachtstücke und als Importware auch damals von bedeutendem Wert, für die Wohlhabenheit der steinzeitlichen Bewohner des Leinetals Zeugnis ablegend).

Ein grobgemuscheltes Feuersteinbeil der Megalith-Kultur (mit breitem Nacken) gefunden bei Wehnde auf dem Eichsfelde (! in der Nähe von Duderstadt, und wie das Weende bei Göttingen: Winithi) eins der wenigen Zeugnisse für den Aufenthalt des steinzeitlichen Menschen auf dem jetzt noch „fundleeren“ Eichsfelde.

Zwei Aerte (das Schäftloch in der Mittenlage), die sehr wahrscheinlich der schnurkeramischen Kultur zuzurechnen sind; das eine, ein Prachtstück, am meisten ähnlich dem Funde von Sasendorf bei Uelzen aus einem von G. Schwantes untersuchten Flachgrabe (abgebildet bei R. Uberg, das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der Steinzeit [1918] unter Nr. 49); beides Einzelfunde von Kleinengden (Lengidi).

V. Jene unter I schon berührte Bruchlandschaft des alluvialen Talgrundes wurde durch reichliche Funde aus den in nächster Nähe der Stadt Göttingen befindlichen Riesgruben weiter belebt, so sind als Zeugnisse für die damalige Fauna bemerkenswert Schaufeln vom Elch und Geweihe vom Mooshirsch; auch Auerochse und Wisent, dazu zahlreiche Edelhirsche sind hier in den Untiefen des alten Leinesees elend zugrunde gegangen.

Artefacte des Vorzeitmenschen sind sehr zahlreich an dieser Fundstelle und bewiesen schon, ehe die reichen Siedlungsfunde auf den Lößhängen in der Umgegend gemacht wurden, die außerordentlich starke Besiedelung des Göttinger Tals zur Jungsteinzeit. Zwei Hacken aus Hirschhorn hatte bereits Moriz Heyne bekannt gemacht (Deutsche Hausaltertümer II 75); drei durchbohrte Aexte aus dem gleichen Material (die Durchbohrung zum Durchziehen des Bastes dienend, welcher das Hornstück auf dem Astgriff befestigte) sind in neuester Zeit hinzugekommen: Abbildungen dieser Stücke in dem Propyläenbande „Vorgeschichtliche Funde und Forschungen um Göttingen“. Ein prachtvoller, durchlöcherter Steinhammer ebendaher wurde in der Sitzung der Göttinger anthropologischen Gesellschaft vom 22. Mai 1904 vorgelegt (sein weiterer Verbleib ist unbekannt) — eine für Querschäftung bestimmte Hacke von der großen Form wie das unter IV erwähnte Imbshäuser Stück bezeugt zusammen mit dem eben erwähnten Hammer, wie die erst ganz am Ausgang der Jungsteinzeit hier einrückende handkeramische Bevölkerung die altertümliche Seelandschaft im Göttinger Tal noch vorfand.

In diesem Zusammenhang muß die Frage, ob in unserm Gebiet steinzeitliche Pfahlbauten vorhanden waren, ernsthaft aufgeworfen werden. So glaubte der Anatom Wilhelm Krause eine solche Anlage im Seeburger See im September 1868 entdeckt zu haben; er fuhr damals mit dem alten Fischer, der die Seepachtung inne hatte, mitten auf dem See und konnte dort mit einer drei Meter langen Stange die Köpfe von reihenweis gesetzten Holzpählen spüren, die aber nur noch wenig aus dem Seegrund hervorragten. Eine weitere Untersuchung der Stelle hat nicht stattgefunden, und völlig zweifelhaft bleibt, ob es sich wirklich um eine steinzeitliche Anlage handelt (Brief-

liche Mitteilung Krauses vom 24. 2. 1903). — Ein beim Göttinger Bahnhofsbau gefundener Pfahlrost scheint ebenso wie eine ähnliche Anlage, welche vor wenigen Jahren auf dem „Anger“ innerhalb der alten Stadtbefestigung zutage kam, dem Rest einer Baugrundbefestigung aus der neueren Zeit anzugehören.

VI. 1901 begann mit Max Verworn's Berufung nach Göttingen eine Epoche verstärkter Regsamkeit auf dem Gebiete vorgeschichtlicher Forschung. Verworn kam von Jena und stand noch ganz unter dem Eindruck der reichen vorgeschichtlichen Funde in den thüringischen Landen; von dort her brachte er auch jene zuerst von Klopffleisch vertretene Ansicht von der Zweiteilung der jungsteinzeitlichen Kultur in eine jägerische (schurkeramische) und in eine bäuerliche (handkeramische) Gruppe. Unter dieser Arbeitshypothese haben die an Ergebnissen so reichen vorgeschichtlichen Arbeiten gestanden, welche Verworn während seines fast zehnjährigen Göttinger Aufenthaltes hier fördern konnte.

Es begann bald eine systematische, prähistorische Felderstreife, besonders bei der Springmühle, an der Kase, und dann, nach einem brieflichen Hinweis von Wilhelm Krause (vom 18. 2. 1903) auf die Rjökfenmööddinger bei Diemarden, auf dem Platze des großen steinzeitlichen Dorfes an der Garte; schon ein Jahr später (Mai 1904 in der Göttinger anthropologischen Gesellschaft) konnte Verworn als ein vorläufiges Ergebnis der Untersuchung feststellen: „Die Bevölkerung (der Diemardener neolithischen Wohngruben) scheint im wesentlichen aus friedlichen Ackerbauern bestanden zu haben, die bereits mit mannigfachen Zweigen primitiver Technik bekannt waren und sich die einfachen Werkzeuge zum Hacken, Graben, Schaben, Sägen, Schneiden, Getreidemahlen usw. an Ort und Stelle selbst herstellten. Jagd- und Kriegswaffen wurden nicht gefunden.“

Im Frühjahr 1909 entstand durch starke Niederschläge und darauf folgende anhaltende Trockenheit und späte Bestellung der Ackerfläche die Möglichkeit, einen genauen Plan des gesamten steinzeitlichen Dorfes Diemarden aufzunehmen: in vier parallelen Reihen angeordnet, zogen sich mehr als 60 Wohnstellen eine dem Westerberge vorgelagerte Lößdüne hinauf, dem Scheine der Südsonne voll ausgesetzt und außer-

halb der Hochwassergrenze der südwärts vorüberfließenden Garte. Zugleich wurde die Untersuchung einzelner Wohnstellen mit dem Spaten begonnen (außer M. Verworn gehörten zur Untersuchung Prof. Dr. Heiderich, Prof. Dr. Voit und der Verfasser). Die eingeschlagene Methode war folgende: die obere etwa 30 Zentimeter starke Ackerkruste wurde soweit abgeschält, bis die schwarze Kulturerde in ihrer Begrenzung von dem tiefgelben Löß sich völlig abhob. Nun wurde die schwarze Erde vorsichtig mit sehr kleinen Spatenstichen schichtweise der Tiefe zu herausgehoben und zugleich aller Inhalt auf noch vorhandenes Kulturinventar sorgfältig durchsucht; die Arbeit wurde fortgesetzt, bis überall der gewachsene Boden erreicht war, der selbst aber von dem Spaten nirgends angetastet wurde. Das sich auf diese Weise ergebende Relief wurde hierauf nach den drei Richtungen des Raumes (einem von M. Verworn und Fr. Heiderich bereits in der Wetterau erprobten Verfahren) genau ausgemessen; nach diesen Maßen wurde von dem Präparator der Anatomie, Ludwig Oberdörfer, ein genaues Modell im Maßstab entweder von 1:20 oder 1:40 hergestellt und dieses zur letzten Ueberarbeitung noch einmal mit der Wirklichkeit verglichen.

Die einzelne Wohnstelle erschien in allen untersuchten Fällen als ein System von teils runden, teils mulden- oder wannenförmigen Gruben, die sich ganz verschieden tief in den gewachsenen Boden hineinsenkten (die größte Tiefe betrug 1,5 m). Die Einzelheiten der Anlage entziehen sich der Deutung, auch ist das alte Grubenrelief gewiß, nachdem die Wohnstätte durch die damaligen Bewohner aufgegeben, durch Niederschläge mannigfach verändert worden: doch werden die sehr tiefen, bis 1,5 Meter und mit oft senkrechten Wänden in den Boden gearbeiteten Gruben mit ihrem reichen Inhalt an Asche, Scherben, Knochen und gebrannten Lehmplatten Feuer- und Aschengruben gewesen sein. Die wannenförmigen, länglichen Mulden wurden schon damals von uns als Lagerstätten angesprochen und bieten vielleicht die erklärende Realität für eine sehr merkwürdige, aber unanfechtbare sprachliche Gleichung „Bett“ (gotisch *badi*), zu lateinisch *fodere* „graben“; das „Bett“ also „das in den Boden Begrabene“. Pfostenlöcher haben sich mit Sicherheit in den Gruben nicht nachweisen lassen, so daß etwa vorhanden

gewesene Dachkonstruktionen für die Forschung vorläufig im Dunkel bleiben, doch sprechen Lehmstücke mit dem Abdruck rechtwinklig sich kreuzender Zweige und Stangen für eine mit Lehm verdichtete oberirdische „geflochtene Wand“ (die erklärende Realität für die Herleitung des deutschen Wortes „Wand“ von althochdeutsch windan „flechten“; Wand also „die Geflochtene“). Die Maße der einzelnen Wohnanlagen bewegen sich in Durchmessern von 8—24 (!) Metern.

Als Grubeninventar konnte geborgen werden: von Feuerstein Messer mit teilweise glänzender Arbeitspatina (als Beweis ihres starken Gebrauchs), kurze Schaber, dazu seltener: auf beiden Längsseiten bearbeitete Sägen und spizenförmig gearbeitete Bohrer (Pfeilspitzen sind nur als Oberflächenfunde in zwei Exemplaren auf den Nachbaräckern von Landleuten geborgen worden); das Feuersteingerät wurde ganz offensichtlich an Ort und Stelle zum größten Teile hergestellt, wie die noch nicht verarbeiteten Feuersteinknollen (nuclei) und zahlreiche Splitter erkennen lassen. . . Das geschliffene Steingerät ist ohne Ausnahme charakteristisch für die handkeramische Kultur: schuhleistenförmige Keile und Meißel, dazu flache Hacken, bestimmt für Querschäftung (Beile mit gleicher Wölbung beider Seiten und senkrecht gestellter Schneide nur in einem Beispiel als Oberflächenfund nachweisbar).

Wie die zahlreichen Schleifsteine (darunter auch zerbrochene Arbeitsgeräte wie schuhleistenförmige Hacken usw.) zumeist von Sandstein dartun, sind auch diese Hacken und Meißel zum Teil von den Bewohnern selbst angefertigt. Zum ständigen Grubeninventar gehören auch die in der Mehrzahl der Fälle zerbrochenen Getreidemahlsteine aus einem quarzithaltigen Sandstein (Import aus der Gegend von Münden a. W.).

Bemerkenswert sind noch die zahlreichen Funde von rotem Farbstoff (rotem oder braunen Roteisenstein), auf palettenartigen Steinen verrieben: wir haben schon damals angenommen, daß es sich hier um frühere Zeugnisse für die Sitte der Körperbemalung handele (das Verhältnis von griechisch chrīma „Salbe“ zu altnordisch grīma „Helm“ aber gibt eine Stütze für diese Ansicht: der nordische „Helm“, welcher in dünnen Metallstreifen sich auch über Teile des Gesichtes legte, war zunächst ein abschreckender Zauber, hervorgegangen eben aus einer

Tätowierung des Gesichts; auch das Wort „Helm“ zu lateinisch celare gehörig, stellt deutlich den mit dem Rüstungsstück verbundenen Zauber in den Vordergrund).

Die Gefäße verwenden ohne Ausnahme das lineare Band, in vereinzelten Beispielen den in der Plaidter Gruppe noch weiter unterschiedenen Typ dieses Ornaments; die meisten von Bombenform, nur ein einziges mit Standfläche und einem mehr runenartigen Zeichen (S), doch auch hier gilt der Satz: der einmalige Beleg ist kein Beleg, und erst die Mehrheit der Fälle beginnt zu beweisen.

In der größten Wohngrube fanden sich noch dicht zusammen an einer Stelle 12 Webegewichte aus schwach gebranntem Ton (von gelber oder roter Farbe), und außerdem ein konisch geformter Spinnwirtel — in der Tonmasse der Webegewichte sowie in dem Hüttenberwurf erhaltene Spreuer und Abdrücke von Getreidekörnern lassen eine Gerstenart feststellen — Tierknochen sind in der speckigen Erde fast vollständig vergangen, nur die Zähne zeigen wie immer bessere Erhaltung: das Rind erscheint häufig; vom Schwein fanden sich Zähne von einem jungen Tier.

Diese Grabungen wurden auch im Herbst 1909 fortgesetzt und im April 1910 im größeren Maßstabe wieder aufgenommen, zugleich wurde der Brunnenbauer Baußch aus Windeden bei Hanau, der schon bei der Aufdeckung der Brandgräber in der Wetterau wertvolle Dienste geleistet hatte, für die Zeit von vier Wochen in Dienst genommen. In diesem letzten Abschnitt der Grabung erregten die besondere Aufmerksamkeit der gelehrten Welt die steinernen Schmuckanhänger, die 11 an der Zahl zerstreut in verschiedenen Wohngruben gefunden wurden: die größeren aus geschliffenen Schieferplättchen mit verzierenden Systemen von Punkten und Linien, die kleineren und einfacheren, durchbohrte Flußkieselchen, teilweise ebenfalls mit Punkten verziert. Die völlige Ähnlichkeit mit den von Georg Wolff in der Wetterau gefundenen Anhängern fiel sogleich ins Auge (vgl. Präh. Zeitschr. III 1—51 [1911]) und die Untersuchung Max Verworn's und Fr. Heiderich's bei Butterstadt und am Baiersröder Hof: Anthropol. Korrb. XL I [1910]). Auch G. Wolff stellt „die auffallende Uebereinstimmung der Diemardener Anhänger in Form, Größe

und Ornamenten mit den am Rüdigerheimer Judenberge und auf dem gegenüberliegenden Tannenkopf bei Butterstadt“ fest; deshalb ist es notwendig festzustellen, daß bei der Hebung der Diemardener Stücke nur Bausch und sein Sohn, in keinem Falle aber ein wissenschaftlicher Teilnehmer zugegen war (ein Stück fand Bausch schon am ersten Tage der Grabung). Auf einem ganz anderen Blatte steht natürlich, wenn einige Zeit nachher Bausch' Sohn den Verfasser durch Kiesel mit rezenter Durchbohrung und Verzierung, die er auf der „Schwarzen Stelle“ eines Ackers (wo im Jahre vorher eine Dreschmaschine gestanden hatte!) umherstreute, zu täuschen versucht hat. Die Stücke der Grabung sind auf jeden Fall alte echte Stücke (die hier notwendig auszusprechenden Zweifel, welche auch von den beiden anderen noch lebenden wissenschaftlichen Teilnehmern an der Grabung, Prof. Dr. Heiderich und Prof. Dr. Voit, geteilt werden, wird man erst in Zukunft bei einer weiteren Untersuchung auf dem gleichen Gelände überprüfen — und vielleicht widerlegen können).

Im übrigen wurden diese Schmuckanhänger in der Wetterau oft im System ganzer Ketten als das Inventar jener kleinen Brandgräber gefunden, welche innerhalb der Wohngrube sehr häufig in der Nähe der Feuerstelle ihren Platz gefunden haben. Mit besonderer Aufmerksamkeit und voll Spannung wurde auch in Diemarden nach solchen Brandgräbern gesucht, doch vergeblich sowohl innerhalb wie außerhalb der Gruben (die aus dieser Beobachtung sich ergebenden Schlüsse werden in den Propläen einer deutschen Altertumskunde II gezogen werden).

VII. Besonders wichtig mußte erscheinen, in dem eigentlichen Leinetal (geologisch gesprochen „dem Leinegraben“) die beidseitig in langem Zug sich hinwollenden Lößbänke auf steinzeitliche Siedelungen zu untersuchen. Dieses Tal mußte sehr wahrscheinlich als eine natürliche Hauptverkehrsstraße (die ihre Bedeutung durch das Mittelalter hindurch bis in die Gegenwart bewahrt hat) den Kulturaustausch in einer süd-nord-südlichen Richtung auch schon in jener frühen Zeit vermittelt haben; hier konnten zuerst Ueberschneidungen südlicher und nördlicher Kulturen erwartet werden und in ihrem Gefolge neue Gelegenheiten, die Beweisgründe einer relativen Chronologie zu ver-

vollständigen. Daneben erschien als Arbeitshypothese das Problem der urzeitlichen „Landnahme in der Trift“, verbunden mit einem noch sehr lockeren und nur gelegentlichen Ackerbau, während man über die waldfreien, in der Hauptsache mit Steppenpflanzen bewachsenen Bößflächen hintreibt (dieses Wirtschaftsaltertum erhellt das lateinische „agere — treiben“ in dem deutschen „Acker“ [urverwandt lateinisch „ager“] eigentlich also „die Trift“).

Kleinschneen (Snewidi): In der Nähe des Herrenhofes in sieben parallelen Reihen zusammen etwa 40 „schwarze Stellen“, von denen Fr. Heiderich und M. Voit 10 Gruben im Jahre 1911 untersucht haben: ihre Maße waren verhältnismäßig klein (die größte 2,50 zu 1,10 Meter, die kleinste 1,40 zu 1,10 Meter, ihre Tiefe durchschnittlich 1 Meter); als Inhalt fand sich tiefschwarze, fast speckige Erde, durchsetzt mit Holzkohle und gebrannten Lehmbrocken, dazu vereinzelte Scherben der groben unverzierten Gefäßware. (Vgl. Anthrop. KorrbL. XLIV 15 [1913] Heiderich.)

Die zahlreichen, unter den Muschelkalkhöhen hervorbrechenden Spaltenquellen boten die natürlichen Stationen für die Wandernden; hier fanden sich die erwünschten Lagerplätze und hier bildete sich bei Dauersiedelung der Kern der neuen Dorfschaft. So fällt hier unter der Gunst geographischer Bedingungen das Problem von Straße, Landnahme und Siedelung in eins zusammen.

Rasequelle und Rosdorf: Schon 1904 fand Prof. Dr. Kallius an der Rasequelle Kochgruben der früheren Völkerwanderungszeit zwischen handkeramischen Oberflächenfunden; Bronzezeitliches konnte der Verfasser von dem Boden ablesen und so ließ sich eine 2000jährige Siedelungstradition an dieser Stelle feststellen. Die steinzeitlichen Wohnplätze, welche uns hier allein angehen, wurden dann bei der Anlage von Spargelfeldern auf dem Gelände des in Provinzialbesitz befindlichen Sanatoriums wiederholt angegraben. Das bei dieser Gelegenheit gehobene Kulturinventar (für Querschäftung bestimmte Hacken und schuhleistenförmige Meißel von Grünstein; das keramische Material besonders mit den Verzierungen des Spiralbandes, doch häufig durch Tiefstichmanier punktwaise aufgelöst) kam damals zum Teil in das Provinzialmuseum

zu Hannover und in die Göttinger Altertumsammlung, teilweise wird es noch im Provinzialsanatorium „Kasemühle“ aufbewahrt; eine genauere wissenschaftliche Untersuchung der Fundstelle konnte jedoch nicht vorgenommen werden.

Im Jahre 1911 wurde auf dem nördlich vom heutigen Dorfe Rosdorf sich hinziehenden Lößrücken von Arbeitern im Meurerschen Lehmfisch eine Wohngrube angegraben: Fr. Heiderich und M. Voit haben den in einer Ausdehnung von 7 zu 3,90 Meter (bei einer Tiefe von 1,30 Meter) erhaltenen Rest genau untersucht (vgl. Anthrop. KorrbL. XLIV 15 [1913] Heiderich). Hier erschienen zum ersten Mal in dem keramischen Inventar neben der unverzierten dickwandigen und groben Ware in größerer Menge Beispiele von Tiefstichverzierung von einer großen Sauberkeit und Frische (in einzelnen Ornamenten waren weiße und rote Farbreste zu erkennen, die letzten Spuren einer ehemaligen Inkrustation). Die deutliche Beziehung zu der Kultur von Rössen, noch mehr der davon beeinflussten südwestdeutschen, wie der von Ebersbach, Friedberg und besonders Großgartach sind unbestreitbar, doch auf der anderen Seite ist die Technik der Rosdorfer Ornamente sehr viel sauberer (die zeichnerischen Wiedergaben a. a. O. geben davon gar keine Vorstellung), machen einen viel ursprünglicheren Eindruck als die süddeutschen Vergleichsstücke: und so haben sie ihre nächste Verwandtschaft sehr viel weiter östlich, ebenfalls in einem Randgebiet der Megalithkultur, in den Gefäßornamenten von Walternienburg (Prähist. Zeitschrift I, Tafel 38 [1909] Schuchhardt; IV 113—18 [1912] Göze) oder dem Brandenburgischen Typ von Burg-Mollkenberg (Schuchhardt, Alt-Europa, Taf. XVI 7—9). Die nächsten südlichen Beziehungen aber erscheinen in dem Funde von Nägelsstedt (Kr. Langensalza: Göze-Höfer-Bschiesche, die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, Taf. IV 60) und von der Dachsenburg bei Thaleben (Frankenhausen: ebenda, Taf. IV 51); nicht weniger wichtig erscheint die bereits von W. Bremer (Prähist. Zschr. V 434) beobachtete Beeinflussung durch den Typ Hinkelstein, wofür die „Propyläen“ künftig noch mehr Göttinger Beispiele bringen werden.

In all diesen Fällen handelte es sich um unregelmäßige, besten Falls im Rund oder Oval sich begrenzende Grundrisse;

das Rechteck, wie es in Süddeutschland etwa Schliz in seinem steinzeitlichen Dorf Großgartach gefunden hatte, konnte bis dahin in keinem Falle festgestellt werden. So war man denn immer mehr geneigt, der Meinung so vorsichtiger Forscher wie Carl Roehl oder Georg Wolff beizutreten, welche Schlizens Ansicht über das steinzeitliche Bauernhaus auf Grund der eigenen Grabungsergebnisse rundweg ablehnten; man war überzeugt, daß auch das reiche Göttinger Material diese Einseitigkeit in der Grundrißerscheinung auf die Dauer bewahren werde.

Im Herbst 1921 wurde in der nächsten Nachbarschaft der vorigen Fundstelle gelegentlich des Bahnbaus (östlich der Straße Göttingen—Rosdorf zwischen Kilometerstein 0,7 und 0,8) von den Arbeitern eine schwarze Herdstelle angegraben. Der Verfasser (unterstützt von Lehrer D a n n e = Grone) unternahm sogleich eine genauere Untersuchung. Die Erfahrungen von der Springmühle (s. unten) wurden auch hier genutzt, die Humusschicht, in weitem Umfange fortgenommen, hinterließ nicht nur die in tiefer Schwärze in dem tiefgelben Löß sich abhebende Herdstelle, sondern darüber hinaus den deutlichen Grundriß eines im Rechteck sich abgrenzenden Hauses. Der Eingang befand sich an der Westseite stark nach Süden verlagert; die 1 Meter breite Schwelle hob sich deutlich im Boden ab; gegen die Umbilden der Witterung schützte ein ebenfalls 1 Meter langer Vorbau mit beidseitig flankierenden Holzwänden (die ganze Anlage ist auf zwei photographischen Aufnahmen sehr gut zu sehen; siehe „Propyläen: Vorgesichtliche Funde und Forschungen um Göttingen“). Die Herdgrube (4 Meter breit und 50 Zentimeter tief) füllt nur den Hintergrund des Hauses, das übrige erscheint als ein von Asche und Schmutz schwärzlich gefärbter Fleck (griechisch „platys“, die entsprechende Bezeichnung in der italienischen Gruppe ist verloren gegangen; vgl. im übrigen Propyläen II). Nur in der Mitte der Westseite fand sich ein einzelnes Pfostenloch; ein als wahrscheinlich vorhanden vorauszusetzender Pfosten hinter der Herdgrube war von den Arbeitern bereits fortgegraben. Im übrigen scheint es sich um ein Dachhaus gehandelt zu haben: die Stellen, wo nach Süden und Norden die beiden Hälften des Zeltdaches auf dem gewachsenen Boden aufstanden, erscheinen als dunkle Streifen

(Spuren von vergangenem Reet oder Stroh; um Holz kann es sich nach vergleichsweiser Untersuchung der Türfunde nicht handeln).

Die erhaltenen Dimensionen der teilweise schon abgegrabenen Hausfläche sind gering: 5 mal 5 Meter. Unter dem spärlichen Inventar bemerkenswert: in der Nähe der Türschwelle ein größeres Randstück mit Verzierungen der „Rössener“ Art, weiter Feuersteinmesser und kurze Schaber, außerdem Röteln.

Springmühle: Die besonders reichen Oberflächenfunde auf dem großen steinzeitlichen Siedlungsgebiete, welches sich von den die Springmühle umschließenden Lößhöhen nordwärts bis nach dem Dorfe Elliehausen in einer Ausdehnung von $1\frac{1}{2}$ Kilometern erstreckt, mußte bald zu einer besonderen Untersuchung herausfordern. Im Herbst 1912 unternahm der Verfasser eine vierwöchige Grabung; als technische Hilfe hatte er den alten Schachtmeister Hildebrand aus Grono gewonnen, einen Mann, der sein Arbeitsgerät auf das virtuoseste zu gebrauchen wußte. Für die Untersuchung wurde ein nördlich den Spring überlagernder Lößkopf gewählt, das eigentliche „Duellhaupt“ und mit seiner sanften Abdachung nach Süden ohne Zweifel der vornehmste Platz für eine Siedlung in der ganzen Umgebung. Das Landschaftsbild selbst macht noch jetzt zum Teil einen urzeitlichen Eindruck: die schilfumwachsene Wasserfläche des bläulich wiedererscheinenden Springs, der sich noch in historischer Zeit sehr viel umfanglicher bis zu den heutigen Mühlengebäuden erstreckte; die bunte Welt der Wasservögel, welche sich besonders im Spätherbst hier tummeln . . . : kurz, es ist nicht schwer, das alte Siedlungsbild zu rekonstruieren.

Oberflächenfunde waren gerade auf diesem Lößkopf nicht gemacht worden, auch irgend welche „schwarze“ Spuren in der Ackerkrume nicht zu entdecken. Doch eine den bisherigen Funden abgewonnene Vorstellung von dem durchaus ökonomisch orientierten Landschaftsgefühl dieser steinzeitlichen Siedler legte nahe, gerade an dieser Stelle durch einen Versuchsgaben die urzeitliche Situation festzustellen und so diese für alle künftigen steinzeitlichen Siedlungsuntersuchungen wichtige Arbeitshypothese auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen.

Gleich der erste von Ost nach West gezogene Versuchsgraben führte auf eine $3\frac{1}{2}$ Meter breite dunkle Aschenschicht; von hier aus wurde die Humusschicht in immer weiterem Umfange und mit wiederholtem Zurückwerfen der bereits aufgeschütteten Erde vorsichtig abgehoben, bis zuletzt eine Fläche von 18 zu 24 Metern freigelegt worden war. Jene von dem Versuchsgraben durchschnittene Aschenschicht erstreckte sich jetzt in einer Ausdehnung von $17\frac{1}{2}$ Meter von Nord nach Süd fast geradlinig und rechtwinklig, deutlich abgehoben von dem tiefgelben Löß, deutlich erkennbar auch zum ersten Male bei den Göttinger Untersuchungen ein System von Pfostenlöchern, die von einem durchschnittlichen Durchmesser von 25—30 Zentimeter parallel der vorerwähnten Längsgrube sich anordneten; auffällig war, daß in der westlichen Pfostenreihe die am meisten südlich gestellten sich nach Westen immer mehr hinausrückten (bei der weiteren Untersuchung ergab sich, daß sie durch eine Bohlenwand von 5 Zentimeter Dicke verbunden gewesen waren).

Als die Jahreszeit eine Fortsetzung der Arbeit nicht mehr zuließ, auch der Plan bestand, den bisherigen Befund gelegentlich der Tagung der beiden zu Ostern 1913 in Göttingen tagenden Verbände für Alttertumsforschung (des nordwest- und des südwestdeutschen) vorzuführen, wurde das Ausgrabungsfeld vorläufig wieder mit reinem Löß leicht bedeckt, damit es vor Beschädigungen während der Winterzeit geschützt lag. Im Frühjahr 1913 wurde die Untersuchung dann fortgesetzt: der Grundriß kam unter der Lößdecke fast noch deutlicher als im verfloßenen Herbst zum Vorschein, so daß Prof. Dr. Max Voit sehr brauchbare Aufnahmen mit farbenempfindlichen Platten herstellen konnte.¹⁾

Die fortschreitende Untersuchung ergab nun, daß der $17\frac{1}{2}$ Meter lange Längsgraben im Süden mit dem geringen Maß von 10 Zentimeter Tiefe begann und sich allmählich nach Norden zu immer tiefer in den Boden hineinsenkte (am nördlichen Rande der Grube 70 Zentimeter Tiefe); in der nördlichen Hälfte dieses gleichmäßigen Verlaufs der allmählichen

¹⁾ Der Löß wurde mit einer schweren Hacke, welche schon durch ihr bloßes Gewicht arbeitet, heruntergetraht, wie denn überhaupt diese scharfe Rodehacke als besonders brauchbar für die Untersuchung von vorgeschichtlichen Siedelungen sich erwiesen hat.

Bodenneigung fand sich als Unterbrechung eine (bis zu 1 Meter tiefe) unregelmäßige Grube, wo mehrere größere zusammen-gesetzte Steine, auch besonders zahlreiche keramische Reste, dazu eine fast speckige, tiefschwarze Erde die eigentliche Herdstelle wahrscheinlich machen. Hier fand sich auch ein kleines Miniaturbeil von $3\frac{1}{2}$ Zentimeter Länge (schmalnackig und von Grünstein). Das sehr reiche keramische Material zeigt durchaus auf der verzierten dünnwandigen Ware das Linienband (Spiralband), so daß über die zeitliche Stellung der Siedelung kein Zweifel bestehen konnte. Außer dieser Hauptgrubenanlage fanden sich nördlich und südlich kleinere unregelmäßige Aschen- und Abfallgruben. Die Pfostenlöcher gingen senkrecht bis 40 Zentimeter tief in den Boden. Sie scheinen nicht eine Wand zwischen sich gehabt zu haben, sondern lediglich als Träger der Dachkonstruktion im Innern des Hauses in Frage zu kommen.

Von der Untersuchung wurden in zwei besonders charakteristischen Stadien genaue geometrische Aufnahmen von dem Stadtlandmesser Sirt hergestellt, zuletzt auch nach der oben im Diemardener Fall angewandten Methode ein Modell in Ton vor dem Präparator L. Oberdörfer angefertigt.

Auch in diesem Falle scheint es sich (wie in Rosdorf) um ein Dachhaus gehandelt zu haben, von allerdings schon sehr beträchtlichen Dimensionen.

Nördlich von dieser Wohnanlage konnte zu derselben Zeit der Verfasser (und hierbei verständnisvoll von Lehrer Danne-Grone unterstützt) eine größere Abfallgrube auf dem Schönhütteschen Acker untersuchen, die der gleichen steinzeitlichen Periode angehörte; ein sehr großer Teil war schon vor mehreren Jahrzehnten gelegentlich einer Lehmnutzung für den Hausbau fortgegraben, gleichwohl war besonders das keramische Fundmaterial sehr bedeutend.

Auf der gleichen (westlichen) Talseite des Leinegrabens wurde dann 1921 begonnen, den fast straßensförmig nach Norden sich ausdehnenden Siedlungszug weiter zu verfolgen; so wurde von Max Berworn und dem Verfasser (unterstützt von Lehrer Danne-Grone und weiterhin auch von Lehrer W. Lampe-Harriehausen) eine zwischen dem Sülberg und dem Dorfe Strodthagen in der Feldmark Wülschen (einem alten *Wulskidi) liegenden Siedelung zu untersuchen; beson-

ders stark tritt hier der Plaidter Typ der Wandkeramik hervor, daneben auch Beispiele von „Rössen-Rosdorf“. Eine Herdgrube in der Nähe der Quelle bot nur die grobe, dickwandige und unverzierte Ware (der ebenfalls unter dem Grubeninventar befindliche Schädel eines jungen Schweines scheint erst in neuerer Zeit hier eingegraben).

Im Spätwinter 1923 wurde auf der gegenüberliegenden (rechten) Talseite, bei E d e s h e i m gelegentlich von Bodenbewegungen im Gelände der Eisenbahn ein größerer steinzeitlicher Siedlungsplatz angegraben (in der Feldflur „Wehe“ [mit einem angrenzenden Weheberg] urverwandt mit latein. vicus, griechisch oikos (aus älterem* woikos) innerhalb des germanischen erhalten noch im gotischen „weihš“ und noch als lebendiger Ortsname in dem Oberdorf „Weihe“, als Teil des Dorfes G r o ß s c h n e e n (s. unten); dagegen ist die Ortsnamenendung -wik in B a r d o w i e k, B r u n s w i k (jetzt Braunschweig) nicht urverwandt, sondern eine späte Entlehnung aus eben lateinisch vicus). Eine genauere Untersuchung der sehr weit den Berg hinauf sich erstreckenden Siedlung konnte bisher noch nicht vorgenommen werden. Doch konnten von dem verstorbenen Pastor R o e s e = E d e s h e i m zwei wohlerhaltene Gefäße und mehrere Gefäßreste geborgen werden (jetzt z. T. im Hannoverschen Provinzialmuseum und in der Göttinger Altertumsammlung): neben Wandkeramik sehr charakteristische Rössener Keramik, so entspricht das heile, jetzt in Göttingen befindliche Gefäß vollständig dem bei Göze-Höfer-Bischiesche auf Tafel IV 56 abgebildeten Stück von Rössen. Unter dem sonstigen Gerät die für diese Ackerbaukultur charakteristische (für Querschäftung bestimmte) flache Hacke von Grünstein.

Zu dem für die urzeitliche Kulturgeschichte wichtigen Problem der R u n d h ü t t e hat Dr. J a c o b = F r i e s e n, Hannover, im September 1913 einen wichtigen Beitrag durch seine Grabung in der Nähe von Dögerode geliefert (den Originalbericht von Dr. J a c o b = F r i e s e n siehe „Propyläen“ I); zwei solche Rundhütten, noch nicht untersucht, finden sich auch in dem steinzeitlichen Dorfe bei der Springmühle.

H e r d g r u b e n der Wandkeramik (große Schuhleistenkeile) wahrscheinlich von einem bald wieder aufgegebenen Lagerplatz konnten wiederholt am Steinsgraben bei Göttingen, zuletzt noch

1914, kurz vor Ausbruch des Krieges, vom Verfasser untersucht werden.

VIII. Jene schon unter VI vergeblich gesuchten steinzeitlichen Brandgräber, nach Wetterauer Art innerhalb der Wohngruben untergebracht, wurden auch bei den folgenden Untersuchungen in keinem Falle gefunden. Auf der anderen Seite mußte die auf Grund der Wohnplatzfunde als überaus dicht gesiedelt befundene Steinzeitbevölkerung auch in der Bestattung ihrer Toten irgend welche Spuren im Boden der südhannoverschen Landschaft hinterlassen haben. So mußte die Entdeckung dieser Gräber dem Zufall überlassen bleiben: vielleicht, daß eine veränderte Arbeitshypothese ihm entgegenkam. Eine Erwägung war die: Daß sich zum Teil überschneidende Nebeneinander von nördlichen und südlichen Kulturen in Südhannover läßt auch in der Grabform einen Mischtyp erwarten, derart vielleicht, daß der südlich zuerst erscheinende Leichenbrand in Verbindung trete mit dem nördlicheren Steinkistengrab; da diese jüngste Grabform des Nordens völlig unter Bodenniveau hinuntergestiegen war, konnte sie dem forschenden Auge leichter verborgen bleiben. Schon im Jahre 1913 kamen im Gelände des Gronesprings in einer von Süden nach Norden sich erstreckenden Lößbank (deren unteres südliches Ende schon seit vielen Jahren zum Zwecke der Gewinnung von Baulehm abgegraben wird) Aschengruben von ganz besonderer Eigenart zum Vorschein; schon ihre außerordentlich regelmäßige Gestalt mußte auffallen: ihre Wände senkten sich lotrecht 90 Zentimeter in den reinen Löß hinein, nachdem der obere Humusboden abgegraben war; der Boden der Grube ist auffällig eben, der Durchmesser schwankt zwischen 1,20 bis 2,00 Meter. Ihr Inhalt besteht aus tiefschwarzer Asche, die aber außerordentlich zäh, ja breccienartig ist und der Bearbeitung große Schwierigkeiten bereitet, ganz im Gegensatz zu den gewöhnlichen Abfallgruben. In das Auge sprang auch sogleich noch ein anderer Unterschied: es fehlte völlig der typische Inhalt der Abfallgrube, soweit er in verbrauchtem Arbeitsgerät, zerbrochenen Mahlsteinen usw. besteht; Topfscherben fanden sich nur in den oberen Schichten der Gruben und ganz vereinzelt; wiederholt konnte festgestellt werden, daß es sich um rezentes Geschirr handelte, welches erst durch die

Arbeit des Pfluges oder des Maulwurfs in diese Umgebung geraten war. Eine völlige Erklärung boten die Funde auf dem Grunde der Grube: stark versinterte Knochen als deutliche Ueberreste von Leichenbrand, darunter in zwei Fällen als größere Stücke Schenkelfknochen; in einem Falle stand auf dem Boden der Grube ein dünnwandiges schwarzes Gefäß mit dem für die Wandkeramik charakteristischen gewölbten Boden (in seiner oberen Hälfte war er zergangen, doch der innerste Kern des Gewändes war als schmale rote Linie noch zu erkennen); es war auch sichtlich nicht wie etwa in eine Abfallgrube hineingeworfen, sondern mit Bedacht hier niedergesetzt — die Vermutung liegt nahe — zur Aufnahme des Totenopfers.

Anlagen dieser Art sind bei Grone zahlreich; sie ziehen sich in fast friedhofsartiger Anlage durch den langen vorerwähnten Lößrücken und konnten wiederholt von dem Verfasser, so zuletzt am 20. Juli und am 22. Oktober 1919 untersucht werden. Doch sie sind nicht auf Grone beschränkt, sondern kamen, nachdem sie nur erst einmal in den Gesichtskreis der Forschung getreten waren, bald auch bei Rosdorf zum Vorschein, so erstmalig bei der unter VII erwähnten Grabung gelegentlich des Bahnbau's.

Als Ergebnis der bisherigen Funde darf festgestellt werden: Der Tote wurde offenbar nicht in der Grube selbst verbrannt, sondern nach vollzogenem Leichenbrand wurden die nun stark kalcinierten Knochenreste gesammelt und auf dem Grunde der Grube niedergelegt. In einem Falle war deutlich zu erkennen, daß die Grube, ehe man sie für die Bestattung in Benutzung nahm, durch ein darin angezündetes Feuer ausgebrannt wurde (etwa zum Zwecke ritueller Reinigung). Die Frage, ob auch weiterhin noch Brandopfer und dergleichen in der Grube dargebracht wurden, konnte aus den bisherigen Funden nicht einwandfrei festgestellt werden; ebenso fehlen bisher alle Spuren einer ehemals vorhandenen Dachkonstruktion über den Gruben.

Propyläen II wird gezeigt werden, daß die Sitte der Verbrennung in dieser Kultur durchaus nicht ausnahmslos galt, daß sie insbesondere jungen Menschen gegenüber nicht immer angewandt wurde. Ein solcher Fall, glücklich festgestellt, konnte einwandfrei das im Vorhergehenden mehr hypothetisch Vor-

getragene bestätigen helfen: im Oktober 1921 wurde wenige Meter von der Stelle, wo 1911 Heiderich und Voit jene unter VII erwähnte Grabung vorgenommen hatten, von Max Voit und mehreren anderen Mitgliedern der Göttinger Anthropologischen Gesellschaft ein solches Grab der oben geschilderten Art untersucht. Auf dem Grunde der mit tiefschwarzer Aschenerde erfüllten und etwa 1 Meter in den Löß eingetieften Grube fanden sich in besonders schwarze, speckige Erde eingebettet, die schon sehr stark zerfallenen Skelettreste eines etwa sechzehnjährigen Menschen (wie aus den Schmelzkappen der Zähne, die neben dem Unterkiefer als dem härtesten Teil des Schädels noch am besten erhalten waren, geschlossen werden kann). Im übrigen waren die sonst noch erhaltenen Knochenreste stark verdrückt und so aus der ursprünglichen Lage verschoben; doch scheint der Tote in linker Seitenlage bestattet zu sein. Gefäßreste fanden sich nur ganz zerstreut in den oberen Schichten der Grube und in wenigen Resten der groben unverzierten Ware, mäßig hart gebrannt. Links von dem Toten lag ein schön gearbeitetes Feuersteinmesser und in nächster Nähe des Kopfes, wie wenn er auf dem Tiere gebettet gewesen, — eine besondere Merkwürdigkeit — Reste vom Unterkiefer eines Marders (*Mustela martes*); sehr wahrscheinlich ist das Tierchen dem Toten als Spielgefährte in das Jenseits mitgegeben worden, doch auch hier haben sich nur die widerstandsfähigeren Teile des Skeletts erhalten. Schon Max Voit hat mit Berufung auf B. Hehn (Kulturpflanzen und Haustiere 463 ff.) darauf hingewiesen, daß die Katze als mäusevertilgendes Haustier erst zur Zeit der Völkerwanderung sich von Aegypten her über das Abendland verbreitete. In den Zeiten davor haben die nördlichen Anwohner des Mittelmeers, wie ihre Denkmäler deutlich erkennen lassen, das Wiesel und den Marder im häuslichen Kampf gegen die Maus verwendet. Nach unserem Funde dürfen wir annehmen, daß schon in einer sehr viel weiter zurückgelegenen Zeit diese Verwendung nördlich der Alpen bekannt war („Wanderer im Cheruskerland“ I 14 Max Voit). In der Tat läßt sich der junge Marder außerordentlich leicht zähmen und zur Anhänglichkeit des Hundes an den Menschen gewöhnen. (Eine sprachliche Erhellung gewährt lateinisch feles „Katze“ zu kymrisch „bele“ [gleich Mar-

der], französisch „belette“ [Wiesel] und mittelhochdeutsch „bilech, bilchmus“; altbulgarisch „pluchu“; [Bilchmaus] ist Entlehnung aus dem Deutschen [aus *„pilchu“]).

IX. Die ersten Beobachtungen über die steinzeitliche Tradition einzelner Ortsnamengruppen konnten in dem hier untersuchten Bezirk gemacht werden. Das Zusammentreffen oft sehr umfänglicher steinzeitlicher Fundplätze, der dorfmäßigen Anlage ihrer Wohnstellen, mit den schon ihrer sprachlichen Bildung nach sehr altertümlichen Ortsnamen auf =idi, =ithi mußte bald auffallen. Die Wichtigkeit dieser Beobachtung als einer Arbeitshypothese für die künftige Siedlungsforschung drängt sich auf und so dürfen wir hier einen Augenblick verweilen, wenn auch die weitere Ausführung auf dem Grunde eines größeren Materials Propyläen II überlassen bleibt. Schon der Ursprung des Bildungselementes (=idi, =ithi) liegt in dem Umkreis der italo-germanischen Beziehungen, (bewiesen durch die nahe Verwandtschaft mit lateinisch -etum in „arbor-etum, die Baumpflanzung“, „pometum, Obstgarten“, „dum-etum, Dornicht“ usw.); kurz, ein kollektives, in unserm Falle die Vertlichkeit charakterisierendes Suffix; es handelt sich deutlich um Augenblicksbildungen, wie sie bei der ersten Landnahme von den einwandernden Menschenhorden zur Namengebung verwendet werden: Gronidi gleich „der grüne Platz“ oder Winithi gleich „der liebliche Platz“ deutlich im Gegensatz zu Bildungen wie Snewidi (mit Beziehung auf seine Unwirtlichkeit) „der Schneeplatz“; wirtschaftliche Belange treten schon mehr heraus bei Harzithi gleich „bei den Salzbinfen“ (noch vor einem Menschenalter wuchsen auf den „Salzwiesen“ bei Harst e *juncus compressus* und *juncus Gerardi*, deren salzhaltige Asche die altertümliche Speisewürze dieser in der Hauptsache auf Pflanzenkost angewiesenen steinzeitlichen Ackerbauer hergab) oder gar Helidi (erhalten in „Salzderhelden“ gleich „bei den Salzquellen“; eine den Ort besonders charakterisierende Pflanze erscheint auch noch in unserm Bezirk in Farnithi (jetzt Ferna bei Duderstadt) gleich „bei den Farnkräutern“).

Häufig sind urzeitliche Eindrücke, die in der Landschaft sich darbieten: Uridi (Urde a. S.) „bei den Auerochsen“, Wulfithi (Wulften) „der Wolfsplatz“; oft ist auch die nach-

schaffende Phantasia des Forschers, so sehr sie sich auch bemühen mag, völlig außerstande, den namengebenden Anlaß in seiner urzeitlichen Sphäre wirklich zu rekonstruieren, so in Gibalithi „der Schädelstätte“ (heute Gieboldehausen, also in Karolingischer Zeit modernisiert durch die Endung =husen, erscheint so als Gebelidehusen am 25. 5. 1003 bei Stumpf = Brentano, Reichskanzler II 1360, ähnlicher Vorgang unten bei Bantsithi): wie ganz verschieden läßt sich diese „Merkwürdigkeit“ in der Landschaft skizzieren!

Als Beispiel für die starke Lebenskraft des Bildungselementes =ithi erscheint in unserm Gebiet der Name Diemarden (Thimaridi), die deutliche Weiterbildung eines Ortsnamens auf =mar (vgl. Themar im Werratal), der von Süden her zusammen mit dem benachbarten Geismar hier eingewandert ist.

Nur ganz selten erscheint ein Begriff aus der Welt des bereits gesiedelten Menschen, so in unserm Gebiete Bantsithi (Wüstung „Benjen“ in der Einbecker Börde) „bei den Scheunen“ (auch dieses später „modernisiert“ durch die Endung =husen); hierher wohl auch Lengidi „der lange Ort“. Vgl. noch gleich nördlich von unserm Gebiet das wichtige Dungithi (Groß- und Kleindüngen) „bei den Wohngruben“, sehr wahrscheinlich eine noch nicht untersuchte, aus dem südlicheren Kerngebiet nordwärts versprengte handkeramische Kolonie.

Wichtig für die künftige Ausnützung der Arbeitshypothese ist die heutige Verlagerung der alten Orte, ihre Zerteilung in mehrere Siedelungen, so Groß- und Kleinsengden, Schneen usw. zum Teil veranlaßt durch die zunehmende Bewohnbarkeit der Talgründe (besonders zu verfolgen bei Grone) oder Zusammenziehung alter steinzeitlicher Siedelungen von den Lößdünen konzentrisch nach der Mitte zu in das fruchtbare Talalluvium (wie bei dem steinzeitlichen Siedelungsfranz von Imshausen, Eboldshausen, Dögerode, Düberode, Oldershausen¹) jetzt also besetzt mit jungen und jüngsten Siedelungen) nach Echte (Ghithi, „der

¹) Zahlreiche Belegstücke aus diesem Umkreis in Oberflächenfunden der Sammlungen des Lehrer Freund zum Imshausen und Lehrer Lampe, ehemals zu Oldenrode, jetzt in Harriehausen, Funde von Düberode durch Lehrer Danne, ehemals in Düberode, jetzt in Grone, im städtischen Museum zu Göttingen. Als „Untersuchung“ die Grabung bei Dögerode von Dr. Jacob-Friesen, Hannover, vergl. unter VII.

Aehrenplatz“, ausgezeichnet also durch das Vorkommen etwa von einer Art Wildgetreide, vgl. lateinisch *acus* „Spreu“).

Der urzeitliche Charakter der ältesten Schicht von germanischen Thorp=Siedelungen konnte in unserem Bezirk zuerst beobachtet werden und der sprachlich unbestreitbare Zusammenhang des deutschen „Dorf“ mit lateinischem *turba*, bisher in seiner allgemeinen Anerkennung erschwert durch die Verschiedenheit der Bedeutung, stellte sich aufs neue zur ernsthaften Erwägung; so spiegelt sich denn in diesem Unterschied nur das verschiedene Schicksal der beiden Völker in jener frühen Zeit: im germanischen „der festgestielte“ und im italischen „der bewegliche, auf Wanderschaft gesetzte Haufe“. So als ein in den Funden wiedererscheinender uralter Siedlungsbegriff ist in unserem Bezirk Rosdorf (Rasedorp, „das Dorf an der Rase“) in seiner allmählich auf dem (unter VII bereits erwähnten) Lößbrücken sich vollziehenden Verlagerung nach Süden genau zu verfolgen; zuletzt auch hier teilweises Hinabrücken in das Alluvium der Rase. Lehrreich für die künftige Einstellung der Arbeitshypothese auch die Lage des alten (handkeramischen) Dorp in der Einbecker Börde: gelegen östlich von einer jetzt versiegten Spaltenquelle des Altendorfer Berges bei Einbeck (der alte Abfluß dieser Quelle erscheint heute noch als eine weit in den Berg sich hineinziehende Zunge des Alluviums); dieses „Dorf“ verlagerte sich dann später südwärts in das Tal und wurde zuletzt von der Stadt Einbeck aufgesogen (dort die Erinnerung in der Altendorfer Straße). Weitere frühe Beispiele für den Siedlungsbegriff „Thorp—Dorf“ bringen Propyläen II, das entsprechende „Wehe“ („Weihe“) zu lateinisch „*vicus*“ (Dorf) erscheint oben unter VII. Die nicht so häufigen, aber nicht weniger alten Namenbildungen auf *=ari* sind im süd hannoverschen Ortsnamen-Material nur in Gandern (jetzt verlagert in Ober-, Nieder- und Kirchgandern) vertreten; doch gehören hierher zwei Bergnamen: „die Weper“ bei Moringen (von Karl Müllenhoff in einer Anmerkung zur Deutschen Altertumskunde II 233 noch in die keltische Sphäre gerückt) und „die Kleper“ bei Göttingen, beide als typische Landschaftsstücke der Schnurkeramiker. Noch ein süd hannoverscher Bergname, der sonst dunkel, sich nur in dem Umkreis italisch-germanischer Beziehungen erhellen läßt, ist der Klippenreiche, steilab-

fallende „Hilz“, die völlige Entsprechung zu lat. „celsus“ (sprich „kelsus“, gleich „emporragend“).

X. Auch der über dem jungsteinzeitlichen Landschaftsbild lagernde Schleier wurde noch zu allerletzt weiter gelüftet: der vom Verfasser herausgegebene „Wanderer im Cheruskerland“ brachte (1922: I 2—13; 33—41) von Mittelschullehrer Heinrich Deppe einen Aufsatz über „die Beziehungen der Göttinger Kalkflora zu den vorgeschichtlichen Siedelungen im Leinetal“; eine ehemals die Lößhöhen bedeckende Steppenflora, besonders charakterisiert durch die Zypressen-Wolfsmilch (*Euphorbia Cyparissias*) und Tristgräser wie Schafschwingel (*Festuca ovina*), Zwenke (*Brachypodium pinnatum*), den Tristhafer (*Avena pratensis*) und die Kammschmiele (*Koeleria cristata*), wurde in ihren Zufluchtstätten, besonders auf den Wacholdertristen, dann überhaupt auf den Muschelkalkhöhen, auch an Waldrändern und Feldrainen nach dem Vorgang von Gradmann (geograph. Zeitschrift VII und XII) in seiner Pflanzengeographischen Verbreitung durch Südhannover und in die Nachbargebiete festgestellt und so für den Kampf des vordringenden Waldgebietes und der immer mehr zurückweichenden diluvialen Steppe auch für unser Gebiet wertvolles Material gesammelt.